

Schwarz in Wien

Integration Menschen mit dunkler Hautfarbe haben es nicht leicht in Europa. In Österreich zum Beispiel leben knapp 50 000 Afrikaner. Viele sind erfolgreich. Doch Rassismus betrifft auch sie. Einer warnt seine Landsleute sogar, sich auf den Weg nach Norden zu machen

VON MARIELE SCHULZE BERNDT

Wien Zehn Männer und ein paar Kinder sitzen in dem weiß eingerichteten Salon und warten aufs Haarschneiden. Die Stimmung ist gut, es wird erzählt und gelacht. Alle sind Fans von David Alaba, dem österreichischen Fußballer mit philippinisch-nigerianischen Wurzeln, der beim FC Bayern München spielt. Denn wie sie ist Alaba ein Wiener Afroafrikaner – einer, der nicht ins Schema des hilfsbedürftigen Asylbewerbers passt, von denen allein in diesem Jahr etwa 62 000 nach Österreich kamen. „Er hat uns stolz gemacht“, sagen sie. Die Kunden stolz auf ihre Haare zu machen, ist das Ziel des Afro-Salons. Er ist bekannt für Frisuren, für die man weder Glätteisen noch „Relaxer“ braucht, diese giftige Paste, die krausen Haaren die Spannkraft entzieht. An diesem Samstag jedoch gehört der Salon den Männern.

„Der Friseur ist ein beliebter Treffpunkt für uns Afrikaner“, erklärt Adams Bodom, der Leiter des Instituts für Afrikanistik an der Wiener Universität. Wenn der gebürtige Ghanaer in eine neue Stadt kommt, geht er möglichst bald zum Afro-Friseur, um andere Afrikaner kennenzulernen. Aus privaten und aus beruflichen Gründen. Denn Afrikaner in der Diaspora sind Bodomos Forschungsgebiet. Noch bis vor einem Jahr hat er an der Uni Hongkong untersucht, wie sie in China leben.

Hier im 7. und 15. Bezirk leben viele der knapp 50 000 Afrikaner in Österreich. Die meisten stammen aus Ägypten, gefolgt von Nigeria, Tunesien, Ghana und Südafrika.

Einige zehntausend weitere haben nur ihre Wurzeln in einem afrikanischen Land. Sie sind in Österreich geboren und zur Schule gegangen. Dennoch erleben sie jeden Tag, dass ihre Hautfarbe einen Unterschied macht.

Simon Inou gibt das Magazin *fresh* heraus, das den Untertitel „Black Austrian Lifestyle“ trägt. Hier werden Afrikaner interviewt und porträtiert, die beruflich erfolgreich sind. David Alabas Schwester, die Sängerin Rose May Alaba, gehört dazu. Als ihren Lieblingsplatz in Österreich nennt sie die Bellevue-Wiese oberhalb von Wien. Die Moderatorin Arabella Kiesbauer zieht dagegen – so *fresh* – den „Wilden Kaiser“ in Tirol vor.

Die bis 2016 durch öffentliche Förderung finanzierte Gratis-Zeitschrift lebt von exzellenten Fotos und lebendigen Artikeln und Interviews. Sie vermittelt Vitalität und Exotik mit Geschichten über Afrikaner, die es geschafft haben: Musiker, Modemacher, Restaurantbesitzer, Mechaniker und Models. „Wir wollen zeigen, dass Afrikaner nicht immer hilfsbedürftig sind. Von dem Minderwertigkeitskomplex der ersten Generation müssen wir uns befreien“, sagt Inou, der seinen Nachnamen sonst in lauter Großbuchstaben schreibt. Sein Vorname beginne klein: simon – das sei ein Relikt aus der Kolonialzeit.

1995 kam er aus Kamerun als politischer Flüchtling und bekam Asyl. Wenn er zu Besuch in sein Heimatland fährt, versucht er, seinen Nefen und Nichten, die es auch nach Europa zieht, klarzumachen, „dass die Realität anders ist als die Werbevideos der deutschen Botschaft“, erzählt er. Er warnt sie vor der Auswanderung; denn der Start in Wien war nicht leicht für ihn. Nach dem Studium fand er keinen Arbeitsplatz. Inou machte sich schließlich selbstständig und ist inzwischen in Wien gut vernetzt.

In Brüssel und Paris gibt es mit „Matonge“ und „Chateau Rouge“ afrikanische Viertel, in denen sich afrikanische Kultur und Lebensweise ganz selbstverständlich etablieren konnten. Die ehemaligen Kolonialmächte Belgien und Frankreich zogen die Eliten ihrer ehemaligen Kolonien an. Sie bauten ihre eigenen Wohngebieten mit Geschäften und Restaurants auf, die sozial gemischt sind. Sie entwickelten eine Identität,



Bunt, exotisch und voller Musik ist eine afrikanische Hochzeit, auch wenn sie in Wien gefeiert wird. Der Alltag dunkelhäutiger Menschen in Europa ist oft weniger fröhlich.

Foto: Magdalena Possert

Afrikaner in Österreich



FC-Bayern-Fußballer David Alaba und seine Schwester, die Sängerin Rose May Alaba. Foto: Imago

● **Statistik** Anfang 2015 haben insgesamt 46 597 Personen, die in Afrika geboren wurden, in Österreich gelebt. 28 607 besitzen eine Staatsbürgerschaft eines afrikanischen Landes. Österreicher mit afrikanischen Wurzeln sind nicht statistisch erfasst.

● **Herkunftsländer** Die meisten Afrikaner in Österreich kommen aus Ägypten, gefolgt von Nigeria, Tunesien, Südafrika und Ghana.

● **Verteilung** Mehr als die Hälfte der Afrikaner lebt in Wien, gefolgt von der Steiermark, Oberösterreich, Nieder-

österreich, Salzburg, Tirol, Kärnten, Vorarlberg und dem Burgenland.

● **Bildung** Drei Viertel der Afroösterreicher haben nach einer Studie des Wissenschaftlers Erwin Ebermann von 2006 Matura, wie das Abitur in Österreich heißt, ein Drittel haben einen Universitätsabschluss.

● **Migrationsgründe** In der Nachkriegszeit kamen vor allem Afrikaner zum Studieren nach Österreich. Als Teil der Alliierten lebten zeitweise Afroamerikaner der US-Armee und marokkanische Soldaten der französischen

Armee in der Alpenrepublik. Sogenannte Besatzungskinder gingen aus Partnerschaften von Österreicherinnen mit Soldaten hervor. Nach dem Ende des Kalten Krieges kamen immer mehr Asylbewerber/innen, auch infolge der globalen wirtschaftlichen Entwicklung.

● **Kolonialzeit** Während der Habsburger-Monarchie kamen Menschen aus Afrika als Sklaven und Diener ins Land. 1629 wurde der erste Afrikaner in Wien auf den Namen Balthasar getauft.

● **Quelle** Medien-Service Stelle Neue Österreicher/innen. (AZ)



Professor Adams Bodom, Leiter des Instituts für Afrikanistik an der Universität Wien. Foto: Inou

mit der auch eine politische Interessenvertretung entstand.

In Wien gibt es nicht so viele Afrikaner. Anders als in Paris oder Brüssel wird das Straßenbild nirgends durch sie bestimmt. Viele sind anerkannte Flüchtlinge oder blieben nach dem Studium in Österreich. Tausende sind zudem illegal in Österreich. Sie kommen aus verschiedenen Ländern Afrikas und haben unterschiedlichen Aufenthaltsstatus. Aber eines haben sie gemeinsam: Sie erleben den alltäglichen Rassismus, der vielerorts herrscht und in Österreich durch die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) angeheizt wird.

Die Pflegehelferin Marie-Stella ist vor acht Jahren aus Togo nach Wien gekommen und betreut jetzt für die Caritas Pflegebedürftige zu Hause. „Manchmal sagen die Patienten: Ich will keine schwarze Pflegerin“, berichtet sie. „Dann rufe ich bei der Caritas an und sage, sie sollten jemand anderen hinschicken.“ Solche Erlebnisse tun ihr weh. Aber noch schlimmer ist für sie, dass ihre ehemalige Vermieterin ihr nicht die Kautionsrückgabe, nachdem sie aus der Wohnung ausziehen mussten. „Dagegen können wir uns nicht wehren. Dabei brauchen wir das Geld für eine neue Wohnung, es sind fast 2000 Euro“, sagt sie. „Jetzt schlafen mein Mann, mein Sohn und ich bei meiner Schwester im Wohnzimmer.“

Sie hätten gern eine Gemeindeförderung, doch ihre Wartezeit beträgt zweieinhalb Jahre. Tatsächlich hat der sozialdemokratische Wiener Wohnbaustadtrat kürzlich angekündigt, in den kommunalen Wohnungen würden jetzt „Ur“-Wiener bevorzugt, das heißt die, die seit

vielen Jahren in Wien gemeldet sind.

Marie-Stella gehört zur katholischen afrikanischen Gemeinde, die sich sonntags zur französischsprachigen Messe im gutbürgerlichen 18. Bezirk trifft. Fröhliche Kinder spielen auf dem weitläufigen Gelände. Gut gekleidete Erwachsene diskutieren, wie sie Flüchtlingen helfen können, die nach Wien kommen. Sie sind der Meinung, die Fluchtsachen in den Heimatländern müssten bekämpft werden. Dort müsse geholfen und gleichzeitig ein realistisches Bild von Europa vermittelt werden.

„Es wird nicht leicht sein, für alle Arbeit zu finden“, meint Christian, „das müssen die Menschen wissen, bevor sie ausreisen.“ Er ist einer von denen, die es geschafft haben. Vor zwanzig Jahren kam er zum Studium aus dem Kongo nach Wien. „Mein Professor hat mir dann eine Stelle als Betriebslogistiker vermittelt“, sagt er. Christian fühlt sich anerkannt. „Die Vorurteile gegen Afrikaner waren vor fünfzehn Jahren viel stärker“, erinnert er sich. Er bestreitet nicht, dass es in Wien Afrikaner gibt, die mit Drogen handeln. „Ich sehe ja, wie sie verkaufen. Aber inzwischen weiß man doch, wer Dealer ist. Sie kommen aus Westafrika, aus Nigeria oder Liberia“, erklärt er.

Der Neuwienener Universitätsprofessor Bodom ist bei diesem Thema weniger gelassen. „Als ich zwei Monate in Wien war, wurde ich auf dem Heimweg vom Büro von der Polizei angehalten und kontrolliert“, erregt er sich. „Ich habe gedacht, ich würde ausgeraubt. Ich wusste nicht, dass es Beamte waren. Die Polizisten in Zivil saßen im Auto

und sahen einen schwarzen Mann vorbeigehen. Sie hielten nicht jeden fünften Passanten an, sondern nur mich. Das ist unfair.“

Fast jeder kennt die Erklärung für dieses Verhalten: Afrikaner werden in Wien häufig für Kriminelle gehalten. „Polizisten lernen auf der Polizeischule, bei Afrikanern besonders wachsam zu sein“, erklärt Inou, der seine Bedrückung bei dem Thema nur schwer verbergen kann. Schon häufig ist es zu Übergriffen gekommen.

2003 starb ein Physikstudent aus Mauretania im Wiener Stadtpark

„Die Realität in Europa ist anders als in den Werbevideos der deutschen Botschaft.“

Simon Inou



in Bauchlage mit auf dem Rücken gefesselten Händen und gefesselten Füßen. Polizei und Rettung standen daneben. Sie hielten ihn für kriminell.

2009 wurde ein afroamerikanischer Lehrer in der U-Bahn mit einem Drogendealer verwechselt und von der Polizei zusammengeschlagen. Anfang 2011 wurde einer der Beamten zu 2800 Euro Geldstrafe wegen fahrlässiger schwerer Körperverletzung verurteilt.

Nicht nur an den einschlägigen Drogenhandelsplätzen, wie an U-Bahnhöfen, vor bestimmten Klubs oder Wettlokalen, führt die Polizei immer wieder Razzien durch. Auch in afrikanischen Res-

taurants und Geschäften kommt das häufig vor. Deren Besitzer beschwerten sich erbittert darüber; denn sie fürchteten um ihre Gäste.

„Nicht alle jungen afrikanischen Männer handeln mit Drogen“, erklärt Inou. Sie seien ohnehin nur die kleinen Fische, hinter denen ein Netzwerk stecke, das auch Prostitution und Menschenhandel organisiert. Vorwiegend Frauen locken Mädchen aus Nigeria nach Europa, bezahlen die Schlepper und die Reise für sie und zwingen sie dann, ihre Schulden durch Prostitution abzubauen. Die meisten Afrikaner in Wien wollen nichts mit diesen Verbrechern zu tun haben. Das müssten die Polizisten lernen und die Bürgerrechte der Afrikaner achten, fordern Inou und Bodom. Nur dann könnten auch die afrikanischen Bürger in Wien Vertrauen zur Polizei entwickeln. Nur dann fänden sich auch Zeugen, die gegen Kriminelle aussagen. Seit kurzer Zeit gibt es auch einen Polizeibeamten mit afrikanischen Wurzeln, was bei einigen tausend Polizisten nicht viel ist.

Inou sieht noch mehr Hinweise auf Vorurteile gegen die schwarze Hautfarbe in der österreichischen Gesellschaft. „Das sieht man schon an den Mehlspeisen und an dem Mohr von Julius Meil“, sagte er. Der beliebte „Mohr im Hemd“, eine Kugel aus Teig und Schokolade, ist in der Tat noch auf vielen Speisekarten zu finden und wird bestellt, ohne darüber nachzudenken, dass der Name verletzt. Ob der Mohr der Firma Meil eine anerkennende oder eine diskriminierende Aussage hat, ist umstritten. Sicher ist jedenfalls, dass ein schwarzer Diener in den Adelsfamilien der Kaiserzeit ein Statussymbol war.

Anders als in Brüssel oder Paris sind die Wiener Afrikaner politisch so gut wie gar nicht organisiert. „Der Kampf gegen den Rassismus ist das Einzige, über das die Afrikaner in Wien sich einig sind“, meint Inou. „In allen anderen Fragen herrschen nationale Einstellungen vor. Jeder hat eine andere Meinung zu gesellschaftlichen Fragen.“

Der Afrikanistik-Professor Bodom entdeckt dagegen immer wieder Gemeinsames unter den Afrikanern. „Wenn ein Nigerianer in Wien ein Restaurant eröffnet, wird er lernen, kenianisch zu kochen, damit er auch Gäste aus Kenia bekommt“, sagt Bodom.

Natürlich seien die vielen verschiedenen Sprachen auf dem afrikanischen Kontinent ein Problem, aber immer mehr Afrikaner in der Diaspora bemühten sich darum, Suaheli zu lernen als am weitesten verbreitete afrikanische Sprache. Gebildete Afrikaner in Wien, beispielsweise diejenigen, die bei den Vereinten Nationen arbeiten, engagieren sich in panafricanischen Organisationen. Bodom wünscht sich jedoch, dass Afrikaner aus allen Schichten und Gegenden des schwarzen Kontinents voneinander lernen, wenn sie in Europa sind. „Wir können gemeinsam Musik machen und so eine gemeinsame Identität entwickeln“, träumt er.

Seiner Meinung nach bestimmt vor allem die Umgebung, wie die Menschen aus Afrika leben. „In Hongkong kann ich rund um die Uhr zum Friseur gehen. In Wien hat er um 18 Uhr geschlossen“, sagt er. „Die Arbeitsethik ist nicht afrikanisch, sondern sie wird aus der Gesellschaft übernommen, in der wir arbeiten.“